

ZEITSCHRIFT

zur Unterhaltung, zur Kunde des Vaterlandes, der Kunst, der Industrie und des Lebens.

Erster Jahrgang.

№ 63. Lemberg den 24. November 1840.

Der arme Student.

Im Refectorium des Reformatenklosters zu Krakau waren an einem Marientage in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts viele Gäste versammelt. — Nach beendigtem Mittagsmahle wurden daselbst auch die armen Studenten gespeiset. Es war ein löblicher Gebrauch der Klöster jener Zeit, daß sie von dem, was sie aus ihren Stiftungen reichlich genossen, auch der armen lernenden Jugend ihr Schärflein gönnten. Die armen Studenten kamen gewöhnlich mit einem Töpfchen in's Kloster, und empfingen daselbst ihren bescheidenen Antheil vom Mahle. — Nicht selten bildete sich aus diesen Zöglingen ein nützliches Glied des Staates, oft ein Diener der Kirche, zuweilen ein Gelehrter und wohl noch mehr. Unsere Vorfahren munterten die Jugend fleißig zum Unterrichte auf. Die akademischen Stiftungen, die auf so vielen Grundeigenthum versicherten Fonds zur Unterstützung armer Studenten, endlich die im 16. und 17. Jahrhundert zahlreich gestifteten Schulen, auf welchen oft die gelehrtesten Talente glänzten, sind hievon Beweises genug.

Unter mehreren armen Schülern, welche damals mit ihrem Töpfchen in das Reformatenkloster kamen, zog vorzüglich einer — durch seinen reinlichen Anzug, durch seine bescheidene Weise und eine äußerst einnehmende Gestalt aller Augen auf sich. — Der eben anwesende Starost Łętowski erhielt über seine Aufführung vom Vorsteher des Klosters das lobendste Zeugniß. — Er stellte ihm aus mancherlei Lehrgegenständen mehrere Fragen, und als solche der Jüngling freimüthig und treffend zum Beifalle aller Anwesenden beantwortet hatte, frug ihn der Starost: „Welchen Stand wirst Du Dir erwählen, mein lieber Junge?"

„Den geistlichen Stand," erwiederte der vor so vielen Anwesenden doch etwas betroffene Jüngling, „ich möchte vom Herzen gern im Stande seyn, die vielen, jetzt von der Geistlichkeit empfangenen Wohlthaten, einst an Andere dankbar erwiedern zu können."

Allen gefiel eine so treffende Antwort. Der Starost streichelte dem Jüngling die Wange, und sprach: „Wackerer Junge, lerne braw, und werde Geistlich, wähle diesen ehrwürdigen Stand, der dem Unterrichte so befreundet, und der leidenden Menschheit eine Stütze ist!" und ein Goldstück aus der Börse ziehend, setzte er mit Lächeln hinzu: „Hier nimm zur Erleichterung Deines Vorhabens, und bist Du einst Bischof von Krakau, so überläßt Du mir wohl die Herrschaft Kielce, mit welcher ich grenze, in Pacht!" Dies sagend, lächelte er nochmals dem Jünglinge freundlich zu, der sein Töpfchen mit Speise gefüllt, erfreut über das empfangene Geschenk, mit Thränen des Dankes für den Spender im Auge — sich entfernte.

Wohl dreißig Jahre waren seit jener Begebenheit verflossen, allerlei schwere Ereigniße waren vorüber gegangen, und das Haupt des alten Starosten Łętowski war inzwischen völlig ergraut. Die Verhältniße dieser wirren Zeit übten auch auf ihn ihren verheerenden Einfluß. In den Stürmen derselben verlor er nach und nach sein Eigenthum, und nur mit einem kleinen Reste seines frühern, ziemlich bedeutenden Vermögens, satt der Jahre und des öffentlichen Lebens, zog er nach Krakau, wie man sagte: zur Ruhe.

Damals beging die Stadt Krakau ein großes Fest; der neu ernannte Bischof sollte einen feierlichen Einzug halten. — Es war Constantin Felix Szaniawski mit dem Beinamen Junosza, ein Liebling des regierenden Königs August II., gewesener Großreferendar von Lithauen und Prälat in Wilna, Bischof von Kujavien, itzt im J. 1720, nach Casimir Lubinski zum Krakauer Bisthume erhoben. Als künftiger Herzog von Severn,* als dritter geistlicher Senator des Königreichs und Besitzer von vielen Tausenden jährlicher Einkünfte, hielt der Bischof von Krakau seinen Einzug mit einer Pracht, welche seiner hohen kirchlichen Würde angemessen war. Die Krieger des Königs zogen mit Prunk auf den Stadtring, die Zünfte mit ihren Fahnen, die Schuljugend, erwarteten in feierlicher Stille ihren Oberhirten; poetische Lobsprüche, Embleme nach damaliger Sitte mit dem Namen und Wappen und den manigfaltigsten Verzierungen, Tapeten, Blumengewinde und Ehren-

* Die Bischöfe von Krakau waren Herzoge von Severn mit dem Münzrechte, von dem sogenannten Herzogthume, welches Cardinal Zbiegniew Olesniecki, Bischof von Krakau (gestorben im J. 1455) für sich und seine Nachfolger errichtet hatte. —

pforten schmückten die Straßen, durch welche der unabsehbare, vom Volksgewühle begleitete Zug durchwallte. Viele Senatoren und Herren hohen Ranges aus dem benachbarten Umkreise und selbst aus entfernten Gegenden, verherrlichten diese Feier, an deren Schluße Alles zu einem stattlichen Mahle geladen war.

Der alte Starost Łętowski war hiebei nicht vergessen, obgleich höchlich verwundert, als in sein fern außerhalb der Stadt gelegenes Häuschen der reich galonirte Haiduk des Bischofs geräuschvoll eintrat, dieses geistlichen Großen, den er nicht kannte, mit welchem er in seinem Leben niemals in Verbindung stand, und der ihn einlud, während seit lange schon, seit dem Verluste seines Reichthums die großen Herren und ehemaligen Freunde seiner so ganz vergessen hatten.

Als sich der Starost im Palaste des Bischofs eingefunden hatte, traf er da die angesehensten Männer seiner Zeit, Männer geschmückt mit den zweifachen Kränzen des Lorbers und des Ölzweiges. Unter so vielen ausgezeichneten Gästen konnte der Starost kaum bemerkt zu werden hoffen, und doch wurde er es, vorzugsweise vom Bischofe selbst. Dieser begrüßte ihn auszeichnend, ja freundschaftlich, und indem der hierüber befremdete Starost seinen Dank für die ihm gewordene Aufnahme abstatten wollte, kam ihm der Bischof mit seinem Danke zuvor — daß er seiner freundlichen Einladung gefolgt und das Fest mit seiner Gegenwart beehrt habe.

Noch verwunderten sich die anwesenden Gäste und glossirten über die zuvorkommende Artigkeit des Bischofs gegen den herabgekommenen Starosten, als lauter Trompetenschall das Beginnen des Festmahls verkündete. Unter den nach ihrem Range an die Tafel gereihten Gästen nahm unser Starost nicht den letzten Platz ein. Bei dem ersten, zweiten Gange kamen Auffätze, die verschiedene allegorische Anspielungen bildeten, und mit passenden Trinksprüchen begleitet wurden. Es entleerten sich die alten Flaschen ihres köstlichen Inhalts, des würzigen Ungarweines, und nach den gebräuchlichen Trinksprüchen auf den König, auf den Fürst-Primas, auf die versammelten Gäste; nach jenem beliebten Spruche: „Lieben wir uns" (kochajmy się), erhob sich der Bischof, und dem Starosten Łętowski das Glas zubringend, rief er: „Herr Starost, es lebe unsere alte Freundschaft."

Alle dachten bei sich, ob nicht der Bischof einen Scherz mit dem armen Starosten vorhabe; diesen selbst befremdete der Zuspruch des Bischofs, der ihm bisher ganz unbekannt war. Ihm dankend für seine Huld, erwiederte er: „Herr, Du bist zu gnädig mit Deinem Diener; doch ich kann mich nicht rühmen, Euer bischöflichen Gnaden nur bekannt gewesen zu seyn, viel weniger, diese Gnade je verdient zu haben." — „Und doch ist es so, alter Freund," erwiederte der Bischof, „unsere Bekanntschaft zählt überdies nicht von gestern! freilich seit unserm letzten Wiedersehen, wie viele Jahre und Ereigniße sind seitdem vorübergegangen.

„Wahrhaftig ich erinnere mich dessen nicht?"

„Ich aber werde niemals unser Bekanntwerden vergessen! Gedenkt ihr noch Herr Starost, des heiligen Mariafestes bei den hiesigen Reformaten vor etwa dreißig Jahren und jenes armen Studenten, dem Ihr ein Goldstück reichtet? Dieser arme Student bin ich — Euer Goldstück kam nicht in unwürdige Hände, und Eure väterliche Ermahnung an meine Zukunft drang in ein empfängliches Gemüth. Ich nahm sie zu Herzen, lernte mich in die Verhältniße fügen, und so bin ich nun mit Gottes Hilfe und mit der Gunst unseres glücklich regierenden Königs der geworden, den Ihr nun vor Euch sehet! — Nicht schäme ich mich des Bekenntnißes, das ich einst mit dem Töpfchen mein Mahl vom Tische der Reformaten holte, vielmehr preise ich von Herzen den von unsern Vorfahren gestifteten Brauch."

Dies sprechend, winkte der Bischof dem Marschall, der eine mächtige silberne Vase von der Mitte der Tafel erhob, und aus ihr das Töpfchen des armen Studenten nahm, das zum Andenken in Silber gefaßt war. Während der Saal von lautem Beifallsruf widerhallte, und dieser selbst das Schmettern der Trompeten übertönte, fuhr der Bischof fort: „Wohlan Herr Starost, mit diesem Töpfchen sahet Ihr mich bei den Reformaten, ich schäme mich dessen keineswegs, vielmehr wird es mir immer ein liebes Angedenken bleiben, aber ich möchte wissen, ob Ihr auch noch eingedenk seyd Eurer Worte, als Ihr mir damals dieses Goldstück reichtet? Diese Eure Worte blieben ewig meinem Herzen eingeprägt, und wie ein leitender Stern den stillen Wanderer, haben sie mich meine ganze bisherige, Lebensbahn geführt. Ihr spracht damals: ich sollte braw lernen, geistlich werden, und wenn ich Bischof von Krakau wäre, Euch die Herrschaft Kielce in Pacht überlassen. Nun, ich bin Bischof von Krakau und erfülle nunmehr Euer Begehren. Hier ist der Pachtvertrag zur sechsjährigen Pachtung der Herrschaft Kielce, welchen Ihr ohne allen Entgelt von mir annehmen wollet, als einen Beweis meiner unverlöschbaren Dankbarkeit."

Dies sprechend, händigte er dem erstaunten Starosten den Pachtvertrag ein, der nach allen Rechtsformen ausgefertigt in der Vase unter dem Töpfchen lag.

Der Starost glaubte zu träumen, kaum konnte er sich jenes Ereigniß mit dem armen Studenten ins Gedächtniß rufen, und die ganze Sache schwebte ihm nur vor, wie ein kaum merkbarer Punkt am fernen Horizont. Nur nach und nach vermochte er die Erinnerung an diese Begebenheit in sein durch die sturmvolle Zeit erschüttertes Gedächtniß zurückzuführen. Überwältigt von den Gefühlen des Dankes ward er erst auf wiederholtes Andringen des Bischofs bestimmt, unter der lautesten Bewunderung aller Anwesenden dieses Geschenk als einen Beweis der seltenen Dankbarkeit und Herzensgüte des Bischofs Szaniawski anzunehmen. —

Indem wir die Erzählung dieser, noch jetzt in den Sagen der Umgegend von Krakau lebenden wahren Begebenheit schließen, erlauben wir uns nur noch, die unermüdete Thätigkeit und das menschenfreundliche Wohlwollen des Bischofs Szaniawski, in allen seinen Handlungen beizufügen. — Er stellte das Schloß von Krakau, welches von den Schweden abgebrannt und verwüstet worden war, verschönert wieder her. Er stiftete das theologische Studium an dem Jesuiten-Collegium in Danzig, bedachte das Seminarium bei dem Krakauer Bisthume mit einer jährlichen Stiftung im Gelde, war der Wohlthäter der alten Krakauer Hochschule, und eingedenk seines frühern armen Studentenlooses, stiftete er zu Lukow eine Anstalt für arme Studenten mit einem Aufwande von 100,000 polnischen Gulden.

Er starb im Jahre 1732 allgemein betrauert von allen Genossen seiner Zeit, vorzüglich von der Jugend und den Armen, denen er ein wahrer Vater gewesen. —

J. W...... a.

Der Gang durch das Feuer.

Gegen Ende Juni 1830, erzählt Obrist Welsch, begab ich mich mit meinem Regimente und einigen andern Truppen nach Bangalore, einer bedeutenden Stadt in Mysore mit einer Bevölkerung von mehr als 60,000 Seelen. Die drückende Hitze erlaubte uns nur während der Nacht zu marschiren, und zwang uns, jedes Obdach zu benützen, das auf dem Wege sich uns darboth. Darum verweilte ich auch zwei Tage lang nahe bei Bangalore in einem Bambuswalde. Mein kleines Corps bestand aus dem 22. Infanterie-Regimente, einer Schwadron leichter Reiterei und zwei Bataillonen des 4. Zipaien-Regiments. Mein Entschluß, in diesem Walde zu rasten, wurde vorzüglich dadurch bestimmt, daß die Soldaten auf dem Marsche viel gelitten hatten; übrigens wollte ich auch das Vergnügen haben, meine künftige Garnisonstadt an der Spitze wohlerhaltener Truppen zu betreten, denen man die Ermüdung eines langen Weges nicht ansehen könne. Während dieser Rast baten mich einige aus diesem Distrikte geborene Zipaien um die Erlaubniß, dem Feste Mariannahs, einer von den Hindus gegen die Kinderblattern angerufenen Gottheit, beiwohnen zu dürfen. Ich ertheilte sie ihnen gern und befrug sie um einige Umstände des Festes. Sie entgegneten, daß dieselben in Fasten, Opfern, Tänzen und Gängen durch das Feuer beständen. Die letzte Angabe reizte meine Neugier, da ich bereits viel von dieser erstaunlichen Ceremonie gehört hatte, ohne je Gelegenheit zu finden, derselben beizuwohnen. Diese Feuerprobe wurde erst nach Sonnenuntergang vorgenommen. Ich beschloß dieselbe zu sehen, und machte mich mit einigen Offizieren, zu Pferde, auf den Weg. Nach zweistündigem Marsche erreichten wir den Ort, wo die Festlichkeit vor sich gehen sollte. Es war eine kleine Pagode von ziemlich ärmlichem Ansehen, die von sieben Priestern und 3 Gehilfen bedient wurde. Ein 18 Fuß langer, 12 Fuß breiter Graben war in der Mitte ihrer Umgebung. Da er bei unserer Ankunft schon mit glühenden Kohlen angefüllt war, so kann ich seine Tiefe nicht bestimmen. Aus der Pagode kam eine lange Procession, jeden Alters und Geschlechts, und begab sich nach der Feuergrube, während sie Hymnen mit Begleitung der Zimbeln und Trommeln sang. Die Hitze des Feuers war so stark, daß ich und meine Begleiter genöthigt waren, uns während der ganzen Dauer der Feierlichkeit ziemlich entfernt zu halten. Auch unsere Pferde verspürten sie, denn sie bäumten sich hoch auf, wenn wir uns ein wenig mehr nähern wollten. Alle, die zur Procession gehörten, näherten sich, den Körper mit einer gelben Substanz ganz bestrichen, dem Feuer. Nachdem einer der Priester einen Hahn geopfert hatte, schritten sie durch die Feuergrube langsam hin und her. Nichts gab zu erkennen, daß sie den geringsten Schmerz verspürten. Ernst gingen sie auf dem schmalen Pfade, der mitten durch den Feuerherd gebahnt war; ein Mann schritt mit einem Kinde auf den Schultern langsam hindurch, ohne daß dieses das mindeste Zeichen von Furcht oder Schmerz gegeben hätte. Auch bemerkte ich einen hübschen Knaben, der in das Feuer fiel, und den man herauszog, ohne daß er den mindesten Schaden genommen hätte. Was die vor dem Feuer schützende Substanz betrifft, so erhielt ich von mehreren Hindus, die ich darüber befragte, die Antwort, daß sie nicht wüßten, woraus sie bestehe, und dieses ein Geheimniß der Priester sey. Ist die Ceremonie beendet, so kehrt die Procession in den Tempel zurück, wo sich die Theilnehmer in einem großen Wasserbehälter waschen, in welchem dann die Kinder gebadet werden, welche man vor den Blattern bewahren will, was jedoch natürlich selten den erwünschten Erfolg hat. —

Napoleons Grab.

In einer noch ungedruckten Reisebeschreibung des Professors Neumann, von München nach China, wird eines Besuches des Grabes Napoleons auf St. Helena in folgender Weise gedacht: „Von einer Anhöhe herab erblickt man ein kleines grünliches Thal, das gegen Nordosten hin in kahle Bergspalten ausläuft. An dem Fuße dieser Anhöhe sprudelt eine eiskalte reiche Quelle empor, welche plätschernd durch das Thal fließt, und seine schwachen Grashalme tränkt. Nahe an der Quelle ward ein Häuschen erbaut, die Wohnung eines Feldwebels, welcher von der Regierung Großbritaniens zum Wächter bestellt wurde bei der welthistorischen Grabstätte. Ungefähr in der Mitte des Thales sieht man einen länglich viereckigen, weißen, glatten Stein, zehn bis eilf Fuß lang, und fünf bis sechs Fuß breit, ringsum mit eisernen Staketen umgeben, über welche die Zweige zweier stämmigen Trauerweiden herabhängen. Aus Verehrung für den großen Todten, nicht selten auch aus niedrigem Schachersinn wurden die herrlichen Bäume ihres schönen Schmuckes, der grünen Zweige beraubt. Hätte die Regierung nicht Vorsorge getroffen, so wären die Bäume wohl schon längst, Wurzel und Stamm, Zweig und Ast, davongetragen worden. Ein geschriebener Anschlagezettel warnt Fremde wie Einheimische, das Grab oder die Weiden zu beschädigen. Der Feldwebel ist angewiesen, streng über die Aufrechthaltung dieses Gebots zu wachen. Zwei eiserne Stangen der Einfassung sind unbefestigt; sie werden herausgenommen, und man tritt in die Grabstätte ein. „Sehen Sie, mein Herr," sagte der gesprächige Feldwebel, der für seine Artigkeit ein tüchtiges Trinkgeld in Anspruch nahm, „treten Sie ohne Scheu hinzu, hier liegt Bonapartes Kopf. Hier," dabei hob er den Fuß auf, und stampfte auf den Grabstein, daß es dröhnte, „hier auf der linken Seite des Sarges befindet sich das Herz in einem besonderen Gefäße. Ich fange jetzt an, ein alter Kerl zu werden; ich diene bereits 35 Jahre. In den königl. Diensten stande ich 20, und der ehrenwerthen Compagnie diene ich nun bereits 15 Jahre. Ich war mit Bonaparte auf dem Bellerophon zusammen, und bei Gott, er war ein tüchtiger General, der Bonaparte! Er hat mit einem einzigen Schwert 400 Hauptschlachten geschlagen (Cäsar nur 60). Auch ward Bonaparte hier auf alle nur mögliche Weise ausgezeichnet — er ward vollkommen wie ein General behandelt. Einige Leute sagen, Sir Hudson Lowe habe sich bei der ganzen Geschichte nicht gut benommen — das ist auf mein Wort, das Wort eines ehrlichen Kerls, nicht wahr. Im Gegentheil, wollte doch der General den Sir Hudson gar nicht einmahl sehen! Sir Hudson war ein prächtiger Mann, er verstand es, wie man den Soldaten behandeln muß. Man sagt zwar, er habe sein Ehrenwort gebrochen — was ich

davon halten soll, das weis ich nicht, das geht auch übrigens John Smith nichts an. Welch ein prächtiges Plätzchen hat sich da der General herausgesucht! Es waren sehr ehrenwerthe Gentleman hier, welche geradezu behaupteten, kein Monarch in der Welt habe eine schönere Grabstätte. Nun sehen Sie, hierher kam er gewöhnlich des Nachmittags, setzte sich nieder, und trank von dem kühlen Quellwasser — es ist das beste auf der Insel. Trinken Sie nicht so schnell, wenn Sie warm haben, Sie könnten sich leicht erkälten, und ein Fieber mit auf's Schiff bringen. Da oben wohnte Bertrand. Madame Bertrand, obgleich hoch von Gestalt, war sie nicht besonders schön; sie war mir zu schwarz nun, Madame Bertrand kam dann gewöhnlich auch mit ihren Kindern herbei — es war eine gar gute Frau, und Bonaparte spielte eine Zeit lang mit den Kindern, die sich alle möglichen Freiheiten herausnehmen durften. Ich präsentirte ihm immer das Gewehr, gleichwie einem Generalofficier. Diese Trauerweiden, welche jetzt über die Staketen herabhängen, und halb entblättert sind; ja sehen Sie, jener Baum wäre beinahe ganz abgestorben; sie waren damals jung und frisch — der General pflegte sie mit eigener Hand. Die kleinen Auffchößlinge hier, pflanzte aber General Dallas, unser jetziger Gouverneur. Wollen sie mir kein Grab in Frankreich gönnen, sagte Bonaparte, so soll mein Leichnam hier liegen. Hier bei dieser eisernen Stange pflanzte Madame Bertrand ein Vergißmeinnicht — es hielt aber nicht lange aus, es verdorrte. Du, mein Gott, für solche zarte Blümlein ist dies auch kein Boden. Auf den Grabstein wollten wir General Bonaparte schreiben; nein sagten die Franzosen, »Kaiser Napoleon« soll die Aufschrift lauten. Ist euch der General nicht recht, so kommt gar nichts darauf, sagten wir dagegen; dabei hat es sein Verbleiben, und deshalb ist kein Wort hier zu lesen. Als Napoleon hier hineingesenkt war, standen wir dort auf dem Berge in Reih und Glied, und schossen fleißig ins Grab — ja, das muß man sagen, es ist ihm alle Ehre widerfahren. Des Generals Haus in Longwood, da wollen Sie auch hinauf? Du, mein Gott, da ist nichts mehr zu sehen! Seine Wohnzimmer hat Salamons gekauft, und sie wurden in einen Speisesaal verwandelt für die Herren, welche bei der Malerei beschäftigt sind; in seinem Schlafzimmer befindet sich eine Mühle. Mein Gott, es ist nicht der Mühe werth, daß Sie in dieser drückenden Hitze hinaufsteigen.« — Ich eilte darauf, so schnell als es nur immer der steile Weg erlauben wollte, der Gesellschaft nach, welche schon längst gegen Longwood hingezogen war. Ich überschaute die Gegend, und betrachtete die Wohnung des Kaisers. — Longwood liegt auf der höchsten und größten Ebene der Insel (1762 Fuß über dem Meeresspiegel), auf welcher der verständige und beharrliche Fleiß der Colonisten doch ungefähr fünfzehnhundert englische Acker Landes für die Cultur gewonnen hat. Es weht hier das ganze Jahr hindurch eine frische, reine Luft; die Aussicht auf das Meer ist über alle Beschreibung reizend. Nur selten wird die Hochebene gegen Morgen und Abend von einem feuchten Nebel umzogen. Longwood ward im Jahre 1822 auf Befehl der Compagnie, welcher nach dem Tode Napoleons die Insel wiederum übergeben wurde, in eine Maierei verwandelt. Die Façade des Gebäudes mag siebenzig bis achtzig Fuß haben, und der Aufenthalt daselbst für eine kurze Zeit auch nicht unangenehm seyn. Die Bäume, Gesträuche und Blumen in dem Garten hinter dem Hause, gewähren einen lieblichen, überraschenden Anblick, und die schattigen, dunkeln Alleen laden zu gedankenvollen melancholischen Spaziergängen ein. Hier nun sind die Wohnungen für die Beamten und die Ställe für das Vieh. In dem Schlafzimmer des Kaisers strecken sich die Ochsen nieder; Schafe und Ziegen haben von dem Salon Besitz genommen.

Kunst und Industrie.

Die priv. Feintuch- und Casimir-Fabrik der Herren Gebrüder Ritter v. Moro zu Klagenfurt und Vikting in Kärnten. Diese berühmte Fabrik erzeugt in einem Jahre ungefähr 1000 Stück meist ganz feines Tuch, und einige 100 Stück Casimir. Sie dehnt sich jährlich mehr aus, und hat die Ausbildung zu einem immer größeren Ganzen vor Augen; arbeitet auch mit den vollkommensten Maschinen, die für diese Zwecke existiren. So ist sie auch im Besitze von sechs niederländischen Tuchscheeren der neuesten Art, tondeuse desiré genannt, und beschäftigt sehr viele Arbeiter.

Zur ersten Ausstellung wurden neun Stücke Tuch eingeliefert, nämlich: scharlachrothes, weißes, carmasinrothes, pompadourrothes, rosenfarbes, orangefarbes, kaisergelbes, meergrünes, kornblaues und hechtgraues. Die Beurtheilungs-Commission fand an diesen Tüchern alle jene Bedingungen, die man von einem feinen Tuche fordert, in Ausführung gebracht; denn von der Wahl des Grundstoffes, das ist, der Schafwolle, mit deren Kenntniß sich die Eigenthümer sehr beschäftigen und sich dieselbe bekanntlich in einem hohen Grade eigen gemacht haben, angefangen, konnte man alle in der Tuch-Manipulation sich folgenden Bearbeitungs-Gegenstände sehr gut ausgeführt nennen; nämlich die Feinheit, Reinheit und Gleichartigkeit des Gespinnstes, die gedrängte gleichartige Weberei, die feste Walke, sammtartige Bedeckung, gleichartige kurze Schur, und endlich die außerordentliche Lebhaftigkeit der Farben, Eigenschaften, die auf dem ganzen Continente, ja selbst nicht in England von solcher Klarheit und Intensität dargestellt werden. Aller dieser ausgezeichneten Eigenschaften wegen, und zwar an einem Fabrikate, welches sich noch durch seine Gemeinnützigkeit als besonders wichtig bewähret, wurden die Herren Aussteller nach §. 8 der Normen einstimmig der Auszeichnung mit dem höchsten Preise, das ist, der goldenen Medaille für würdig erkannt. Die Commission bedauert übrigens, keine weiteren Notizen oder Daten erhalten zu haben.

Die Herren Gebrüder Ritter v. Moro exponirten auch vier Pfund, vier Loth Seide von eigener Erzeugung, und es ist zu bemerken, daß die Seidenwürmer, welche diese Seide lieferten, nach dem neuen italienischen Verfahren, nämlich mit Beobachtung der in den dießfälligen Lehrbüchern vorgeschriebenen Wärme- und Feuchtigkeits-Graden, in einem eigens dazu erwärmten Zimmer gezogen wurden, wodurch es auch gelang, daß, so zu sagen gar keine Würmer erkrankten, und sich selbe auch schon im dreißigsten Tage einspinnten, was in Beobachtung des alten Verfahrens bei einer starken Sterblichkeit erst in 40 bis 42 Tagen erfolgte. Die vorgelegte Rohseide ist von besserer Qualität, und es wurde den Herren Ausstellern unter Beobachtung der angeführten Gründe die ehrende Anerkennung mittelst eines Diploms zugesprochen. (Ausst. Ber. d. Ind. V.)

Die k. k. privil. Zucker-Raffinerie zu Laibach in Krain. Diese Fabrik, welche gegenwärtig unter der Firma: »K. k. privil. vereinte Grätzer und Laibacher Zucker-Raffinerie« besteht, wurde im Jahre 1828 in einem großartigen Style ganz neu erbaut, und kurze Zeit darauf in Betrieb gesetzt.

Sie arbeitet mit Dampf im luftleeren Raume, hat sämmtliche Maschinen aus England bezogen, und die Erzeugung dergestalt erweitert, daß sie jährlich 30 bis 32,000 Zentner raffinirten Zucker und Syrup in alle Theile der Monarchie, Italien ausgenommen, versendet, folglich einen Verkehr von mehr als einer Million Gulden begründet hat.

An Einfuhrszoll für das rohe Zuckermehl erhält das hohe Ärarium durchschnittlich 225 bis 235,000 fl; und 125 bis 135 Personen, meist Familienväter, finden bei diesem Industriale ihren Unterhalt.

Die Fabrik consummirt ferner ungefähr 2000 Centner Spodium zur Klärung, 1500 Centner Stroh und 3000 Fässer verschiedener Größe; dann ein bedeutendes Quantum Steinkohlen zur Feuerung aus den reichen Steinkohlenlagern bei Sagor.

Eingesendet zur ersten Industrie-Ausstellung wurden zwölf Zucker-Proben, als: fein, mittel und ordinäre Raffinade; fein, mittel, fein ordinär, ordinär Melis; mittel und ordinäre Lompen; dann fein weiß und fein braun Candis.

Die Proben so wie alle Waaren, welche aus dieser Raffinerie in der Handelswelt erscheinen, sind ausgezeichnet.

Die große Ausdehnung dieses Etablissements, der sinnreiche Betrieb und die Wichtigkeit desselben für die Stadt Laibach, dann für das Allgemeine geht aus den mitgetheilten Notizen deutlich genug hervor. Ja selbst auf die Hebung der Gewerbe übet die Raffinerie einen entscheidenden Einfluß aus, da sie alle Maschinen aus England bezieht, diese zur Nachahmung vorliegen, und die Handwerker bei öfteren Reparaturen in den Stand gesetzt werden, alle Theile der Maschinen genau zu justieren.

In reiflicher Erwägung aller Umstände wurde der k. k. privil. Zucker-Raffinerie in Laibach nach §. 8 der höchste Preis, nämlich die goldene Medaille zugesprochen. (Ausst. Ber. d. Ind. V.)

Redacteur und Verleger Jos. Edler v. Mehoffer. — Gedruckt mit Piller'schen Schriften.